

Das gelbe Zimmer

Autor(en): **Kellenberger, Carl Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 48

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das gelbe Zimmer

VON CARL WALTER KELLENBERGER

Sagen Sie mir, bitte, auf welchem Bahnsteig kommt der Zug von Genf an?

Nummer sechs? Danke schön.

Ich habe noch fünf Minuten Zeit. Komische fünf Minuten! Drei Jahre sind wie der Schweif des Kometen, und die fünf Minuten, — lächerlich! — Kopf und großer Glanz. Wie konnte ich nur drei Jahre lang ohne sie leben!

Hier muß die Lokomotive zum Stehen kommen. Dann Post und Gepäck. Dann ein Wagen dritter oder zweiter Klasse. Sie fährt natürlich dritte, sie will die Leute kennenlernen, die um ihr Brot schaffen müssen und schwitzen und Sorgen haben, und wenn ich ihr noch zweimal soviel Geld geschickt hätte für die Heimreise, und trotzstschreibt sie das in ihrem letzten Brief, als ob ich ihn nicht selbst —

So denkt ein graugekleideter Herr in die Welt hinaus, die Gedanken scheinen fast durch seine Züge hindurch, und eine Agentin der «Freundinnen junger Mädchen» neben ihm bangt um ihre Zukunft. Nicht auszudenken schrecklich, wenn alle Männer Gentlemen wären, wie der da. Man würde die rotweiße Binde zu den süßen Briefen aus der Schulmädchenzeit legen müssen. Ihrem Stand zuliebe lehnt sie ihn ab, den graugekleideten Herrn mit der vertrauenerweckenden Nase.

Die fünf Minuten sind um, lieber Johann Wennda, der Zug ist gekommen, weitere fünf Minuten sind dahingegangen mit allem, was sie enthalten, die Leute sind ausgestiegen, alle sind ausgestiegen und an deinem Vaterherzen vorbeigehastet. Aber kein Tochterherz ist auf dich zugestürzt, keine törichten Glücksworte sind herumgewirbelt, alles ist unbeteiligt gradlinig um dich und lehnt den graugekleideten Herrn ein wenig ab: Geschieht dir recht, hast wahrscheinlich so schon zu viel Gutes erlebt, sollst auch mal mit den Achseln zucken müssen.

Aber Johann Wennda hört nun doch jemanden herantrippeln, auf verkrüppelten Beinen kommt die Angst herantrippelt und lacht ihn gierend an. Ja, er ist weilerfahren und hat Angst. Verspätet? Den Zug in Genf verpaßt? Ein Telegramm zu Hause? Das alles ist möglich, aber andere Dinge sind es auch. Und jetzt geht er dem leeren Zug entlang bis zum letzten Wagen, hebt sich vor vielen Fenstern auf die Zehenspitzen und sucht sein Töchterchen Ina.

Am letzten Wagen dreht er sich um und stellt fest, daß dieses Drehen leichter geht, als das Stehen auf den Fußspitzen, weil, ganz einfach weil er nichts als leere Gepäcknetze gesehen hat. Nun beginnt er den Glauben, daß seiner Tochter nichts geschehen ist, in ein Kristallglas hinein zu destillieren.

Da hört er, wie jemand hinter ihm in den letzten Wagen steigt, Wennda wartet und sieht den kontrollierenden Beamten durch den Seitengang schreiten. Jetzt wird die Sache gründlich gemacht, Johann, geh' mit und sei froh, wenn der da drinnen nicht stehen bleibt! Und Wennda geht mit, sieht den Beamten die Türen auf- und zumachen, Zeitungen sammeln, Notbremseplomben prüfen, Wennda macht Schritt um Schritt wie Hansguck-in-die-Luft. Bis er fast über das Schicksal stolpert —

Denn jetzt muß er in den fünften Wagen hinein, weil der Inspektor an einem der jenseitigen Fenster stehen geblieben ist und sich ein wenig nach vorn gebeugt hat. Er geht in diesen Wagen hinein wie einer, der degradiert werden soll, und wie er oben ankommt, schlägt sein Herz, als ob er alle Wagentreppen in dieser Bahnhofshalle erklimmen hätte.

Im Rahmen der hart aufgerissenen Türe sieht er die Hand des Kontrollbeamten auf einer zuckenden Schulter. Und wäre der Augenblick barmherziger gewesen, dann hätte Wennda gemerkt, daß seine Ina keinen so raffinierten, breitrandigen Hut trägt, aber in solchen Augenblicken denkst auch du nicht mit Schlaueit an das Richtige.

Johann sagt zu dem Beamten: «Lassen Sie uns, bitte, allein, das ist meine Tochter, es ist vielleicht die Wiedersehensfreude, wird schon alles in Ordnung kommen.» Es wäre das erstmal, daß man ihm nicht geglaubt hätte, was er sagt, und der Beamte geht mit der Mahnung, den Zug innerhalb zehn Minuten zu verlassen, da er aus der Halle hinausgeschoben werde, um dem Schnellzug aus Hamburg Platz zu machen. Praktische Ratschläge wirken wie Brom, und es ist ein einfacher Kontrollbeamter, der das denkt.

Vater und Tochter, die zwar nicht zueinander gehören, waren nun allein, und sie hob den Kopf und schaute ihn an, damit sich alles in seinem Leben, damit sich alles auf einmal änderte. Wer da über eine schwere Träne hinweg zu ihm aufblickte und einen zweiten Tropfen ruhig an der linken Mundspitze vorbeierollen

ließ, war nicht seine Tochter und war es nie gewesen. Angeborener Adel, eigenmächtige Güte, knappste und sicherste Linie — er konnte nicht sagen, was dieses Gesicht so schön machte. Die Haut war von einer solch warmen, bräunlich-fleischlichen Tönung durchglüht, daß man, ohne eine Hand darauf zu legen, die beglückendste Strahlung von weitem fühlen konnte. Die grünen Augen mit den dunklen, geraden und langen Lidrändern darüber vergaß Wennda, als er ihren Mund sich bewegen sah, und es war in ihm ein Urteil über diese Fremde, das ihn zum Verurteilten und sie zur Richterin machte.

Sie hatte einen Satz begonnen mit Entschuldigungen über ihre Unbeherrschtheit, dann innegehalten und Johann Wennda prüfend betrachtet. Und schon waren ihre Hände in der kleinen, grauen Tasche und holten ein handgroßes Paket heraus. «Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich habe das höchste Vertrauen in Sie. Wollen Sie mir helfen, ohne zu fragen?»

«Ja», sagte Wennda. Er streckte seine Hand aus und spürte die Wärme ihrer Finger.

«Ich gehe irgendwo hin, wo ich diese traurigen Reliquien nicht bei mir haben kann. Ich hatte die Kraft nicht, sie in einen Fluß zu werfen. Ich gebe sie Ihnen in die Hände und weiß, daß sie gut aufgehoben sind. Nein —», Wennda wollte eine Visitenkarte hervorholen, «ich will Ihren Namen nicht wissen —»

Einige Sekunden lang waren beide still, leichte Röte huschte über ihr Gesicht, sie kamen sich beide wie im Theater vor, und es war Wennda, der die Brücke zu den Ufern des märchenhaften Lebens fand: «Und wenn uns der Zufall wieder zusammenführt, soll alles besser geworden sein. Geben wir einander die Hand darauf: Wenn wir wieder zusammenkommen, wird alles gut werden, das soll ein Zeichen des Schicksals sein.» Und sie reichte ihm die Hand, die er beglückt festhielt, bis sie sich ihm schmal entzog, als er fragte: «Aber wollen Sie mir nicht sagen, was Sie jetzt tun wollen, vielleicht kann ich Ihnen helfen?» —

Da war sie auch schon wortlos aufgestanden, hatte ihre Hutdachtel und das kleine Köfferchen an den Griffen gefaßt und war wie durch eine enge Gasse von stacheligen Zweigen an ihm vorbei und in das neue Leben hineingeschritten. Er blieb zurück und steckte das kleine Paket mit vernonnener Gebärde in seine geheimste Tasche. Auszustiegen vermochte er erst, als der Zug begann, langsam am dem Bahnhof hinauszurollen. Der Bahnsteig war längst wieder von anderen Wartenden bevölkert, und alle waren ihm unbekannt.

Drei Wochen später schaute seine Tochter Ina ihm zu, wie er das Telegramm, mit dem sie ihre verspätete Ankunft gemeldet hatte, langsam und geistesabwesend zerriß. Da geschah es, daß auch in ihr der Streifen riß, mit dem sie bis jetzt ein Bündel unterdrückter Wünsche zusammengelassen hatte. Sie setzte sich zu ihrem Vater auf die breite Lehne des Polsterstuhles und fragte zaghaft: «Willst du mir ein paar Minuten lang ernsthaft zuhören, lieber Papa? Ich habe etwas furchtbar Wichtiges zu besprechen —»

«Ich bin ganz Ohr», sagte Wennda und zündete sich eine Zigarette an. Ina zupfte noch an seiner Krawatte herum. Jetzt drehte sie sich ihm ganz zu, schluckte, schluckte, begann endlich: «Siehst du, ich möchte eine Mutter haben. Ich weiß ja, daß du für mich das Beste im Sinn hast, lieber Papa; aber wir sind nun doch drei Jahre lang nicht beisammen gewesen, und vielleicht hast du mich ein bißchen — aus den Augen verloren. Aber eine Mutter wäre gerade mein größter Wunsch; glaubst du, du kannst das für mich tun?»

Alles Glück hing an einem dünnen Faden, nicht wahr, liebe Ina, bis dein Vater sagte: «Ich will es versuchen, liebes Kind.» Weiter kam er nicht, unerfüllbare Träume hüllten auch dir schon alle Worte ein!

Er hatte die Sache gründlich mit sich abgemacht, als er eines Tages zum erstmal im vornehmsten Heiratsbureau der großen Stadt empfangen wurde. «Ich habe die Idee, zum Beispiel in einem Hotel noch einmal verliebt zu werden oder im Rahmen einer exklusiven Reisegesellschaft à la Cook ein Abenteuer zu erleben, das mich zuletzt an den Altar führen würde, im vornehmerei von der Hand gewiesen. Liebe kommt für mich nicht mehr in Frage; ich tue dies alles nur für meine Tochter.» Eine ferne Stimme nannte ihn einen theatralischen Lügner.

«Wir haben uns Ihre Wünsche sorgfältig notiert, Herr Wennda», sagte die hübsche, blonde Leiterin des weltbekanntesten Heiratsunternehmens, «und ich glaube, wir können sie erfüllen, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen. Ich will Ihnen nun zuerst einmal eine

Anzahl Photographien von Damen vorlegen, die ich mir in der Rolle einer Mutter Ihrer entzückenden Tochter denken könnte.»

Sie rauschte davon und überließ das Feld für zwei Minuten dem Prokuristen. Zwei Minuten genügte Wennda, um einen Scheck mit einer vierstelligen Zahl auszustellen, der die Honorarforderung des Prokuristen in Ordnung brachte.

Vier Tage später saß Johann Wennda im blauen Salon der Heiratsagentur einer nicht unsympathischen Dame gegenüber. Es war sein sechzehntes Interview mit Damen aus den besten Kreisen, die auf diesem n. m. u. w. einen Lebensgefährten suchten. Das Gespräch dauerte wenige Minuten. Er verabschiedete sich so freundlich, daß die Dame wußte, man würde sich nie mehr wiedersehen.

Er begab sich programmäßig in den Salon Louis V., wo die Witwe Soundso einen Geschäftsführer für ihr Millionenunternehmen zu finden hoffte. Johann bedauerte, weder vom Hoch- noch vom Tiefbau etwas zu verstehen und zog sich zurück, als die lustiger werdende Witwe schließlich die Branchenkenntnisse als nebensächlich bezeichnete.

Im Rauchzimmer erwartete ihn ein Herr, der sich als Graf Perini vorstellte und für seine vierunddreißigjährige Schwester das Glück aufs Fliegenpapier jagen wollte. Er entschuldigte sich, daß seine Familie alter päpstlicher Adel sei; aber, wie gesagt, die konfessionellen Bindungen könnten in diesem besonderen Fall ganz hintangestellt werden.

Wennda schritt resigniert aus diesem Rauchzimmer hinaus, um sich im gelben Zimmer etwas auszurufen und die Kraft zu finden, seiner Tochter die turmhohen Schwierigkeiten dieses Unterfangens klarzumachen.

Er trat über die Schwelle in das gelbe Zimmer. Ein leises Parfüm flatterte ihm entgegen. Er schloß die Türe hinter sich. Aus einem Spitzentuch erhob sich das durchweinte Gesicht, das ihn tage- und nächtelang gerufen und zurückgestoßen, abgewehrt und gelockt hatte.

Sie starrten einander verständnislos an. «Verzeihung», sagte Wennda besann sich aber gleich darauf, daß sie in jenem Eisenbahnwagen eine Abmachung getroffen hatten, die über allen geschliffenen Worten stand. Ein Geräusch von Freude und Schmerz rutschte durch seine Brust, schwere, glatte Edelsteine und rauhe Kiesel.

Die Unbekannte stand auf und kam zu ihm. «Meine Tränen sind heute nicht echt», sagte sie, «ich mußte eine Rolle spielen, man konnte nicht wissen, was Sie für mich bedeuten. Ich bin einer der Lockvögel dieses Hauses. Man braucht uns, um enttäuschte Klienten hinzuhalten. Ich hätte Ihnen jetzt ein Gespräch ermöglichen sollen, dann wären wir vielleicht zusammen zu einem Kaffee gegangen —»

«Und dann?» fragte Wennda dringend.

«Nichts mehr. Ich spiele die Rolle», und Wennda sah, wie ihre Lippen bei diesen Worten von bitter-süßer Ironie geformt wurden, «ich spiele die Rolle einer reichen, jungen Rumänin, die viel gereist hat und nun in letzter Lockerung mit Heiratsgedanken tändelt. Sie hätten mich nie wiedergesehen. Das nächste Mal wäre eine andere im gelben Zimmer gewesen.»

Ein Schweigen. Im Gang gehen Türen. Man hört die ölige Stimme des Prokuristen: «Darf ich Sie bitten, mein Herr, ins blaue Zimmer.»

«Das war also das Leben, in das Sie ohne die Frucht gewisser Reliquien gehen mußten?» Ihr Arm hing wie der Stiel einer seltenen Orchidee vor ihm, und er nahm mit seiner Hand Besitz davon.

«Wollte, soll es heißen», sagte sie. «Ich wollte mich in unabsehbare Abenteuer stürzen, ich —»

«Erzählen Sie nichts», beschwor sie Wennda leise und küßte die Innenseite des Orchideenteils, den warmes und tausendmal glücklich gemischtes Blut durchströmte. «Legen Sie alles Frühere ab und kommen Sie neu zu mir und meinem Kind. Man braucht Sie, ich habe Sie überall gesucht. Kommst du?»

Kurz nach dieser Frage geschah es, daß der Prokurist wie vom Schlag getroffen auf der Schwelle des gelben Zimmers stand und das Unerhörte zu begreifen versuchte, daß die Liebe vor ihm den Weg hineingefunden hatte und wie ein Rittermantel zwei Menschen umhüllte.

Aber Ina sagte einige Monate später zu ihrer Mutter: «Ich finde es ganz selbstverständlich, daß Papa eine so wundervolle Freundin für mich gefunden hat. Ich sagte ja immer, geh nur wieder hin in das Heiratsbureau, wir jungen, modernen Mädchen sind eben viel vorurteilsloser als unsere älteren, und schließlich hab' ich doch recht gehabt, nicht wahr?»

Man soll jungen Menschen ihr Selbstvertrauen nicht zerstören, man soll ihnen den Glauben an Vollbrachtes lassen, man behalte die Geheimnisse für sich.